

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Correspondent für das Großherzogthum Oldenburg.
1878-1890
1884**

15.10.1884 (No. 124)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-941198](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-941198)

Erscheint wöchentlich 3 Mal,
am Mittwoch, Freitag und
Sonntag.
Abonnementpreis:
Vierteljährlich 1 Mark.

Correspondent

Insertionsgebühr:
Für die dreifache Cor-
rekte 10 Pf., bei Wiederholun-
gen Rabatt.
Insertate werden angenommen:
Langenstr. Nr. 12, Bräuer-
str. Nr. 10, Moskaustr. Nr. 37
Agentur: Böttger & Winter
Annoncen-Expedition in Ol-
denburg.

für das Großherzogthum Oldenburg.

Siebenter Jahrgang.

Für die Redaction verantwortlich: Ad. Wittmann.

Nr. 124.

Oldenburg, Mittwoch, den 15. Oktober.

1884.

Reden und Schweigen.

„Neden ist Silber, Schweigen ist Gold“, sagt ein altes Sprichwort.

Da nun Gold werthvoller ist als Silber, so ist also unter allen Umständen das Schweigen vorzuziehen? Mit Nichten. Eine wie beschränkte und in ihren Folgen unheilvolle Auslegung des Sinnspruches wäre dies. Es giebt Fälle, wo durch ein zur rechten Zeit gesprochenes Wort großes Unheil verhütet, wo ein in Angst, Sorge und Verzweiflung sich verzehrendes Herz aufgerichtet, erfreut, getröstet werden könnte.

Wie viele Menschen, die bestimmt schienen, einander zu beglücken, sind schon getrennt worden, weil keiner von ihnen die rechte Zeit das rechte Wort zu finden vermochte. Wie viele Mißverständnisse haben sich schon zum unheilbaren Bruch erweitert, weil Schen und Trost das erklärende und erlösende Wort nicht zu finden verstand. Wie oft ertönt, wenn es zu spät, wenn Alles oder doch viele kostbare Zeit verloren ist, die Klage: „Ja, wenn ich das gewußt, ja, wenn man mir das gesagt hätte!“

Ein Wort, eine Antwort auf eine ungesprochene Frage, und ein ganzes Leben nähme eine andere Wendung — aber die Frage ward nicht gestattet, die Antwort ward nicht erteilt! Eine Warnung — und ein Unglück wäre abgewendet, aber das warnende, mahnende Wort ward nicht gesprochen! Und weshalb nicht? Zuweilen aus Trost und Hartnäckigkeit, zuweilen aus Unverstand, am häufigsten aber aus Schen, aus Blödigkeit, aus falscher Delicatesse, in Folge einer verkehrten Anwendung des Satzes, daß Neden Silber und Schweigen Gold sei.

So wäre es vielleicht umgekehrt, so wäre Neden Gold und Schweigen Silber? Durchaus nicht. Neden kann noch viel weniger als Silber, es kann Blei und Eisen sein — und zwar Blei und Eisen in dem Sinne, daß es Tod und Verderben in friedliche Existenz zu tragen vermag, daß man mit einem Worte ein Herz brechen, mit einem Worte ein Leben vernichten kann.

Wie ist denn nun aber das Sprichwort „Neden ist Silber, Schweigen ist Gold“ eigentlich zu verstehen? wird der verehrte Leser fragen.

Wir antworten:

Am rechten Orte, zur rechten Zeit reden, am rechten Orte und zur rechten Zeit schweigen, vor allen Dingen aber immer das Angemessene, Nützliche reden, das ist das Geheimniß, welches uns jenes Sprichwort lehrt und zu dessen Befolgen wir uns machen sollen.

Und die Schlüssel dazu?

Die werden uns geboten durch unser Denken und unser Fühlen. Wenn man spricht und schweigt nicht nach der augenblicklichen Eingebung, sondern nach reiflichem Nachdenken, wenn man sich klar wird über das, was schließlich

ist für den Ort, an dem man sich befindet, wenn man mit den Menschen und Verhältnissen rechnet, sich liebevoll in die Individualität Derer, mit denen man umgeht, verkennt, so wird man, wenn auch nicht immer, denn unfehlbar ist Niemand, aber doch in recht vielen Fällen zur rechten Zeit zu reden und zur rechten Zeit zu schweigen verstehen.

Auf den Kampfplatz!

Es ist auch den Männern, welche sonst den Kampf nicht scheuen, vielleicht nie schwerer geworden, als diesmal, sich zu entschließen, in die Arena des Wahlkampfes hinauszutreten. Wo wirklich ein Kampf der Geister stattfindet, da mag man frisch und fröhlich mitthun; vom Kampfe der Leidenschaften hält sich der vornehmende und gebildete Mann wo möglich fern. Und in unseren Wahlkämpfen werden ja von freisinniger Seite die niedrigsten Leidenschaften wach gerufen, wird so gar wenig mit den Waffen der Wahrheit, um so mehr mit den Waffen der Lüge gekämpft. Es eckelt einen schon ein Blick in die gegnerischen Parteiblätter an; wie viel weniger ist man geneigt, in das Gewühl des Kampfes selbst sich zu mischen, wie er in Wahlversammlungen und an Viertischen geführt wird! So mancher sagt: ich will nichts mit diesen so oft unsauberen Geschichten zu thun haben, ich rede nicht einmal in engerem Kreise gern über den Jammer unseres Parlamentarismus, die Wählererei und Verhegung; es genügt, wenn ich meine Stimme für den rechten Kandidaten abgebe.

Wir begreifen diese Resignation, und Erfahrungen bei früheren Wahlen haben uns diese Erwägung auch schon nahe gelegt; aber wir glauben, daß es nothwendig ist, sich selbst zu überwinden und natürlich je nach den Gaben, die uns verliehen sind, auf dem Kampfplatz zu erscheinen und so deutlich als möglich zu reden. Welches Standes und Berufs wir sind, ist gleichgültig, so gerne man von Seiten unserer demokratisch-freisinnigen Gegner Beamtete und vollends Pfarrer über die Wahlzeit ins Kämmerlein sperren möchte. Namentlich auf dem Lande wird der Pfarrer, soweit es ihm seine Stellung erlaubt, sich seiner Pflicht gegen sein Vaterland in diesem Stück nicht entziehen können, und es muß immer wieder gesagt werden: Der katholische Pfarrer, der seine Schäflein zur Wahlurne führt, wird stets hoch belobt; und der evangelische Pfarrer, welcher gelegentlich einmal in einer Wahlversammlung den demokratisch-freisinnigen Wählern sehr ungeschickt dasitzt, wird mit Spott und Hohn bedacht oder in die Studirstube und die Kanzel als den einzigen Ort seiner Thätigkeit verwiesen. Was dem einen recht ist, muß dem andern doch billig sein.

Wir sagen also: Auf den Kampfplatz, wer kämpfen kann! Unsere Gegner bieten gerade diesmal alles auf, um Sieger zu sein: sollten wir ihnen das Feld stillschweigend überlassen? Nein, und abermals nein, denn wir würden

uns sonst am lieben Vaterlande, an Kaiser und Kanzler versündigen. Daher laute die Parole nochmals: „Auf zum Kampfplatz!“

Der Wahlterrorismus der freisinnigen Partei.

Kreuznach, 13. Oktober.

Wir haben bereits in unserer Samstagnummer (II. Blatt) von den Hauslisten Mittheilung gemacht, welche die deutsch-freisinnige Partei in Berlin für die nächste Reichstagswahl eingerichtet hat. Es ist sehr lehrreich, sich diese Hausliste etwas näher anzusehen. Dieselbe enthält, wie die Berliner „Staatsbürgerzeitung“ mittheilt, folgende von den Vertrauensmännern der Fortschrittspartei auszufüllende Rubriken:

„Stadtbezirk Nr. —, Straße Nr. —, Vertrauensmann Herr —, wohnhaft Straße Nr. —, Name (der Wähler) —, hat bisher gewählt? — Besondere Bemerkungen. Hier ist einzufügen, ob Wähler verzieht, wohin, ob er besucht worden, mit welchem Erfolge; zum Beispiel „Wichow verprochen“, „nicht getroffen“, „wählt nicht“, „wählt Gegner“ u. — Diese Liste ist von dem Herrn Vertrauensmann möglichst genau auszufüllen und spätestens innerhalb 8 Tagen nach Empfang an den Gruppenvorstand Herrn . . . , Straße Nr. —, zurückzugeben.“

Die Vertrauensmänner haben sich laut der ihnen erteilten besonderen Instruktion „genau zu informieren über die politische Gesinnung der in den erhaltenen Hauslisten aufgeführten Wähler und dieselben (ob freisinnig oder konservativ) durch ein F. oder K. hinter jedem einzelnen Namen zu notiren.“

Durch diese Hauslisten wird ein förmliches Spioniersystem unter der Bürgerschaft organisiert. Wenn man dafür sorgt, daß am Wahltage alle freisinnigen Wähler auch ihr Wahlrecht ausüben, so läßt sich dagegen gar nichts einwenden, und es ist nur zu wünschen, daß die anderen Parteien vom Gegner lernen und sich ebenso organisieren. Höchst bedenklich ist aber die Stimmenfischerei auf Grund der nach der Einführung der Hauslisten jetzt in Berlin und auch bereits an anderen Orten sich geltend machenden Methode. Die „Staatsbürger-Zeitung“ hat nicht Unrecht, wenn sie sagt: „Wenn man nun bedenkt, aus welchen Elementen hier in Berlin die Fortschrittspartei zusammengesetzt ist, wie gerade in ihren Händen die Kapitalmacht sich befindet, und wie diese Macht oft genug schon ausgenützt worden ist, so kann man sich eine ärgere Wahlbeeinflussung kaum vorstellen. Was soll denn ein armer Teufel von Arbeiter oder Handwerker oder ein sonst geschäftlich abhängiger Mann wohl dem inquirirenden einflussreichen fortschrittlichen Vertrauensmann auf dessen Fragen antworten? Zögert er mit der Antwort oder weigert er sich, überhaupt eine solche zu geben, nun, so weiß man ja genug: er kommt ins fortschrittliche Schwarze

26

Im Banne des Bösen.

Roman von D. Bach.

Unbefugter Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Valeska war wahrhaftig.

Diese Eigenschaft hatte den Grafen Serodly an sie gefesselt und gerade Juanitas lügenhaftes Sein, ihr jeder Wahrhaftigkeit bares Wesen hatte er erkannt, stößte ihm eine gewisse Verachtung gegen sie ein.

Die Fürstin Karzenoff machte sich sogar von Zeit zu Zeit Vorwürfe, daß sie ihrem Verlobten gegenüber, dem sie mit ganzer Seele zugewandt war, nichts von dem Familiengeheimniß, an dem sie so schwer gekrankt, mitgetheilt, allein es betraf ja nicht sie; es warf ein häßliches Licht auf eine geliebte todte Person, die längst ihren Jugendfehler gebüßt, unter tausend Thränen bereut hatte; es konnte nur den Bruder in den Augen des Geliebten erniedrigen und da Valeska Karzenoff sich mit gutem Rechte sagen konnte, ihr Leben sei ohne Mangel, sie bringe dem geliebten Manne ein unentweichtes Herz entgegen, so hielt sie es eben für besser und klüger, die Vergangenheit, die nicht sie betraf, unentdeckt zu lassen.

Sie wußte nicht, daß Juanita, treu ihrem Spioniersystem, das sie stets befolgte, alles wußte, was sich auf Alexander bezog.

Sie ahnte nicht, daß sie, indem sie die künftige Gemahlin ihres Bruders mit sich in die neue Heimath nehmen wollte, eine Schlange am Busen nährte, die nur zu gern ihr Gift ausströmte, zum Verderben ihrer Mitmenschen, sobald sie, wenn auch nur den geringsten Vortheil daraus ziehen konnte.

Noch war für die Marquise nicht die Zeit gekommen, wo sie die Mitwisserschaft alles Gewesenen verrathen wollte, allein sie triumphirte schon jetzt bei dem Gedanken, daß sie dadurch

auch das Gesicht Valeskas in Händen hielt. Valeska, der die äußere Ehre ihres Hauses so hoch stand, die wie vor etwas Entsetzlichem vor dem Gedanken, Serodly könne einen Blick in die Vergangenheit werfen, zurückschreckte.

Es war die Zeit der Abreise gekommen.

Nicht nur unsere Bekannten rüsteten sich zum Verlassen des lieblichen Baden-Baden, um auf dem nächsten Wege Ungarn zu erreichen, sondern auch die meisten der Badegäste trafen Anstalten, in die Heimath zurückzukehren.

Herr von Merani war nur noch kurze Zeit im Orte geblieben nach seiner Unterredung mit Jacques und hatte es vernommen mit Juanita zusammenzutreffen.

Kurz vor seiner Abreise hatte er noch einmal den Besuch des Schwarzen empfangen, dem er seine Adresse mitgetheilt hatte.

Er wollte noch längere Zeit auf dem Kontinente zubringen, Jacques Nachrichten sollten nach Wien, wohin sich Herr von Merani zuerst begab, gerichtet werden.

Der Neger traf ihn gerade im Ordnen wichtiger Papiere. Ein paar der kleinen Briefchen, die mit einem Trauerbande umschlossen waren, herausgreifend, hielt sie Herr von Merani vor die Augen Jacques, der seine Augen darauf heftend, in leises Lachen ausbrach.

„Kennst Du die Handschrift, mein guter Burische?“ fragte ihn der Amerikaner freundlich.

„Et, wo werd' ich die Handschrift nicht kennen,“ erwiderte er grinsend.

„Lady Juanita hat mir die Vorschriften dazu gegeben, ich hab' die Zeichen nachgemalt, auf ihren Befehl. Du, ich noch alles hab', jede Zeile von damals! Will sie mir aufgeben zur Abrechnung mit weißer Lady!“

Herr von Merani zeigte bei den Worten des Schwarzen ein mit Sorgen gepaartes Gestaunen.

„Also Du, Du hast die Briefe geschrieben; Deiner Handschrift hat sie sich bedient, um den Armen in die gelegte Falle

zu locken; o — dann, Jacques, hast Du wohl auch dies geschrieben?“

Er nahm hastig aus seinem Sekretär ein anderes Packet Schriften, die er vor dem Neger ausbreitete.

Lange starrte dieser die Papiere an, dann aber schüttelte er energisch den Wollkopf und meinte:

„Nein, Herr, Jacques kann so gut nicht schreiben. Das ist der Marquise Handschrift, ich kenne sie genau, weil ich sie oft genug nachgemalt habe, um mich zu üben. Du, — schenken Sie mir einen Brief von ihr, gnädiger Herr, ich bitte Sie.“

„In Deinen Händen können Sie ihr nichts schaden,“ meinte Herr von Merani, „und Dir daher nichts nützen. Laß sie mir, ich hatte ihre Zukunft zum mindesten damit in Händen, wenn ich auch vielleicht Gnade für Recht ergehen lasse und ihr Schicksal damit nicht wende. Also Du läßt mich wissen, wie es ihr und Dir geht. Ist von dem Kinde noch keine Spur gefunden?“ schrie er plötzlich hinzu.

Jacques lachte höhnisch auf.

„Keine! Kleine Dame war allerliebste, aber dem Fürsten ist ganz recht geschehen, o, ich wünschte, daß er noch viel mehr Leid erlähre, daß er leiden müßte, wie ich, wenn er bei ihr ist.“

Merani zuckte die Achseln.

„Dein Haß gegen den Herren ist ungerecht,“ meinte er ernst. „Die Marquise Dorella ist keine Blume, die Dir blüht, wer sie pflückt, kann Dir deshalb gleichgültig sein und dann, Jacques, glaube mir, sie vergißt, tödtet mit ihrem Dufte und ich bedaure den, der sie an seine Brust drückt. Leb wohl, Jacques, sei klug und vernünftig, und wenn Du eines Freundes bedarfst, so denke an mich.“

Er reichte dem Neger freundlich die Hand, die dieser in heftiger Bewegung an seine Lippen drückte, dann stürzte er fort, ohne Merani weiter ein Wort gesagt zu haben.

Duch! Oder soll er lügen? Soll er ein Versprechen abgeben, um es nachher nicht zu halten? Allerdings wird jeder Mann, der auf seine Mannesehre und seine politische Freiheit noch etwas hält, einem solchen aufdringlichen Frager die Thür weisen; aber wie viele werden es aus Rücksicht auf ihre Existenz unterlassen, die gebührende Antwort zu erteilen.

Die erlaubte Aneiferung zur Wahl artet somit in eine wahre Schreckensherrschaft aus. Respekt vor der Freiheit, den die Freisinnigen sonst immer fordern, liegt jedenfalls nicht in diesem Verfahren. (Kreuzn. Tagebl.)

Tagesbericht.

Unter Kaiserpaar verweilt noch in Baden-Baden und erfreut sich des besten Wohlseins.

Nach den Paraden des 7. Armeekorps am Rhein ritt Kaiser Wilhelm an den Wagen der Kaiserin heran und diese reichte ihm ein Butterbrod. Ehe es aber der Kaiser gefaßt hatte, kam ihm sein Pferd zuvor, ohne sich die Beförderung an die richtige Adresse angelegen sein zu lassen. Der Kaiser lachte vergnügt. Als er nach 3stündigem Ritt vom Pferde stieg, sagte er: „Es freut mich doch, daß ich das noch mal habe leisten können.“

Nach einer Nachricht, die erst als Gerücht auftrat, jetzt aber als sicher bezeichnet wird, schweben seit einiger Zeit Unterhandlungen, die den vollständigen Ausgleich Preußens mit dem Hause Augustenburg und die Zurückführung der herzoglichen Familie nach Schloß Augustenburg zum Zweck haben. Die Anregung zu diesen Verhandlungen soll vom Fürsten Bismarck ausgegangen sein.

Der Kolonialpolitik widmet Fürst Bismarck un- ausgefesselt seine Aufmerksamkeit. Um sich über die Wünsche der interessierten Kreise selber zu informieren, hatte der Fürst Ende voriger Woche mehrere Hamburger Vertreter überseeischer Unternehmungen zu sich nach Friedrichsruhe eingeladen. Der Reichskanzler sprach hierbei seinerseits den Wunsch aus, die handelspolitischen Interessen am afrikanischen Handel möchten sich unter einander über die Bildung eines Syndikats verständigen, welches der Reichsregierung bei ihren ferneren Entschliessungen mit Auskunft, Rath und Vorschlägen zur Seite stehen könne.

In der deutschen Armee werden Aenderungen in der Equipierung, namentlich bezüglich des Fußwerkes, stattfinden. Zunächst wird ein blauenartiger Rock, der zuerst von der Landwehr probirt worden ist, unter Beibehaltung des Waffenrockes für Paradezwecke und den Sonntagsanzug, eingeführt. Das 128. Regiment ist bereits damit ausgerüstet.

In Sachen der Landesbefestigung sollen kürzlich unter dem Vorsitz des Kronprinzen wichtige Beschlüsse gefaßt worden sein, namentlich was die Befestigungen an den Küsten betrifft.

Selten noch hat der Mangel an brauchbarem Stoff auf den Gebieten der Politik und Volkswirtschaft sich so fühlbar gemacht wie gegenwärtig. Freilich überall in der Welt ist was los, aber das meiste ist schattenhaft, wie Irrlichtertanz. Greift man danach, so ertöschwindet es oft. Daher denn auch die Menge von Gerüchten und Conjecturen, die man ruhig übergehen kann. Bestände nicht die Wahlbewegung, so würde man sich zu einem Zeitungstreit versucht fühlen. Aber auch hier gilt es, Mäßigung walten zu lassen, denn das Schluß! Schluß! schwebt überall in der Luft.

Die eifrigsten Zeitungsleser in Berlin sind die Spitz- huben und Einbrecher. Sie studiren weniger die Leit- und Wahlartikel, als die Todesanzeigen, namentlich ob Zeit und Stunde der Beerdigungen angegeben ist. In dieser Stunde, wo die Angehörigen des Todten die Leiche begleiten, dringen sie mit Nachschlüssel x. in das Haus ein und holen ihre Beute, die in einigen der neuesten Fälle recht ansehnlich war.

Am nächsten Morgen hatte der Amerikaner Baden-Baden verlassen.

Die Marquise war recht unangenehm überrascht, als ihr Frau Julie die Mittheilung machte, daß es ihr unmöglich sei, die Dame nach Ungarn zu begleiten, weshalb sie um ihre Ent- lassung bitte.

Ganz gegen die sonstige Gewohnheit der Marquise gab sie der Dienerin gute Worte, um sie zum Bleiben zu be- wegen; allein diese blieb ihrem einmal gefaßten Entschlusse treu, indem sie zwar sanft aber ganz fest erklärte, daß sie ja ihrem damaligen Abkommen gemäß, nur probeweise in den Dienst getreten sei und man ihr folglich nichts in den Weg legen könne, wenn sie sich zu einer Reise ins weite Ausland nicht entschließen wolle, kurzum, Juanita mußte ihr ihre Ent- lassung geben, so ungeru sie in Anbetracht der vielen nütz- lichen und angenehmen Eigenschaften der Dienerin dieses auch that.

Uebrigens hatte Frau Julie in den wenigen Tagen, die zwischen der Kündigung und der Abreise der Herrschaften lagen, reichlich Gelegenheit, ihre Dame von milder angenehmer Seite als bisher kennen zu lernen; es gehörte aber die Sanftmuth und Geduld der Kammerfrau, der feste Wille, es um keinen Preis zu einem Streit kommen zu lassen, dazu, um die ab- schaulichen Launen, die tausend Nadelstiche, mit denen sich die Marquise an Julien rächte, zu ertragen.

Die Marquise zeigte jetzt erst ihr wahres Gesicht und Julie faltete oft im Stillen die Hände dankbar, daß sie nicht gezwungen sei, noch länger die Bosheiten ihrer Dame zu er- tragen.

Die Fürstin Baleska hatte manch freundliches Wort für die Dienerin, deren ausgezeichnete Leistungen sie anerkennen mußte; sie ließ sich deshalb auch herab, Julien zum Bleiben bei der Marquise aufzufordern, ohne aber einen Erfolg damit zu erzielen.

Schüchtern und bescheiden wies sie die glänzendsten An-

Die Kölnische Zeitung will wissen, daß Frankreich und Deutschland jetzt ganz einig nebeneinander mar- schiren. Was und wieviel daran ist, wird man bei Eröffnung der Kammer am 14. ds. erfahren. Erster Gegen- stand der Tagesordnung ist nämlich die auswärtige Politik.

Aus Berlin wird über die Candidaturen der national- liberalen Partei berichtet: Alles in Allem werden sich schließlich die nationalliberalen Candidaturen wohl auf etwa 150 belaufen. Es kommen davon bis jetzt auf die Provinz Westpreußen 2, auf Brandenburg 1, auf Posen 1, auf Schle- sien 4, auf die Provinz Sachsen 8, also auf die alten östlichen Provinzen zusammen 16. Es ist dies bekanntlich der ungün- stigste Boden für die nationalliberale Partei und überhaupt für jede mittlere Richtung, aus Gründen, die oft genug erör- tert worden sind. In der Provinz Schleswig-Holstein zählten wir bis jetzt 7 Candidaturen der nationalliberalen Partei, in Hannover 17, in Westphalen 4, in Hesse-Nassau 8, in der Rheinprovinz 6, in ganz Preußen also 57. Auf Bayern kommen 19, auf Sachsen 11, auf Baden 14, auf Hessen 8, auf die beiden Mecklenburg 4, auf Oldenburg 2, auf Braun- schweig 3, auf Thüringen und die kleinen mitteldeutschen Für- stenthümer 12, auf die freien Städte 4. Wir geben uns nun freilich nicht der Hoffnung hin, mit allen diesen etwa ander- halbhundert Candidaten durchzudringen. Es ist indessen zu be- merken, daß sich nur sehr wenige sog. Zähl-Candidaturen dar- unter befinden.

Lokales und Correspondenzen.

Oldenburg, den 13. Oktober.

Das muß man sagen: Die Deutsch-Freisinnigen lassen sich keine Mühe verbieten, die nach ihrer eigenen Ansicht schwer gefährdeten beiden Oldenburger Wahl- kreise am 28. October ihrer Partei zu erhalten. Einer ihrer Reizeapostel folgt dem andern auf der Tournee durch unser vielumwobenes Ländchen, um seine volksbeglückende Weisheit vor den theilweise unheimlich naiven, leichtgläubigen Wählern auszukramen. Dieser Thätigkeit gegenüber ist das Verhalten der Nationalliberalen wenigstens in unserm Wahl- kreise kaum zu verstehen. Möge man sich doch in den lei- tenden Kreisen keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Aufstellung eines zwar allgemein beliebten, durch seine fe- gensreiche Thätigkeit in unserm Lande geschätzten Mannes nicht genügt, die großen Massen so für diesen Kandidaten zu erwärmen, daß sie nun auch ohne Weiteres am 28. Oc- tober für denselben eintreten, ohne seine Stellung zu den das Volk bewegenden Tagesfragen zu kennen. Eine lebhaft Agitation ist unbedingt erforderlich, und tritt dieselbe nicht ein, so bleibt der Ausgang der Wahlschlacht am 28. October für unsere gegenwärtigen Freunde innerhalb unseres Wahl- kreises sehr zweifelhaft. Nachdem der zweite Wahlkreis durch fortschrittlich-republikanische Agitatoren bereits ungemein be- arbeitet ist, hatte es die Partei für erforderlich erachtet, auch unsern ersten Wahlkreis zu stimmen, und war hierfür der bisherige Reichstagsabgeordnete für Gotha, Herr Dr. Barth, ausersehen, der am Sonnabend Abend im „Grauen Hof“ vor einer zwar nicht sehr zahlreichen, immerhin an- sehnlichen Zuhörerschaft sein Programm entwickelte. Die Zahl der Anwesenden mag annähernd 200 betragen haben, wovon reichlich ein Viertel auf die Nationalliberalen und ander Parteien entfallen dürfte. Herr Bankdir. Thorade er- öffnete die Versammlung mit einem Hinweis auf die Be- deutung der am 28. October stattfindenden Wahlschlacht und gab seiner Freude Ausdruck, daß Herr Dr. Barth, der in den letzten drei Jahren hervorragendes Mitglied der Frei- sinnigen Partei des Reichstages gewesen, sich bereit gefunden habe, den hiesigen Wählern die Stellungnahme der Frei- sinnigen Partei zu den großen Tagesfragen zu präzisiren. Herr Thorade schlug dann vor, Herrn Bankdirector Prop- ping mit dem Voritze der Versammlung zu beauftragen. Der Vorschlag fand allseitigen Beifall. Herr Proppping über- nahm dankend den Vorsitz, versprach unparteiische Geschäfts- leitung und erteilte Herrn Dr. Barth das Wort. Aus

der 11/2stündigen Rede können wir natürlich nur wenige Punkte hervorheben. Selbstredend gipfelte dieselbe in einer Glorificirung der Freisinnigen Partei, welche förmlich als Mutterin der Gesellschaft gepriesen wurde, während die preussischen Conservativen, die dem Herrn ein ganz beson- derer Dorn im Auge sein mußten und die Nationalliberalen mit obligaten Fußstapfen bedacht wurden. Der Redner be- leuchtete zunächst die Bedeutung eines Wahlkampfes über- haupt. Es werde zwar viel Klage darüber geführt, daß bei dieser Gelegenheit viel Schmutz aufgewühlt werde, noch kürzlich habe Herr v. Bennigsen auf dem Nationalliberalen Parteitage zu Hannover sein Bedauern darüber ausgesprochen und die Mahnung erteilt, doch allerseits mit verständigen Waffen zu kämpfen, hingegen werde andererseits die Bedeu- tung eines Wahlkampfes nicht genug gewürdigt. Das Volk werde durch denselben politisch erzogen, in den letzten Wochen vor der Wahl werde der politische Scharfsinn des Volkes geweckt. . . . Die Versammlung besahe vorausichtlich in ihrer großen Mehrheit aus Anhängern der Freisinnigen Partei, deshalb werde es sich empfehlen, die Stellung dieser Partei gegenüber den großen Fragen im Reichstage zu prä- cisiren. Die erste Forderung der Partei sei: Selbsthilfe und Selbstverwaltung. Das Gefühl im Volke zu wecken, daß nur diejenigen Bürger, die von der Ueberzeugung durch- drungen sind, den Kampf ums Dasein nur mit eigenen Mitteln, mit eigener Kraft führen zu können, gute, zuver- lässige Stützen des Staats sein können, das sei die Haupt- aufgabe der Partei. Das Bestreben der Regierung gehe dahin, dieses Gefühl im Volke zu ertöden, von diesem Ge- sichtspunkte aus werde die Sozialpolitik der Regierung ge- leitet, diese Politik zu bekämpfen, sei Hauptaufgabe der freisinnigen Partei, deshalb befände sie sich gegenwärtig in der Opposition. Die Regierung wolle die wirtschaftliche Zukunft des Arbeiters sicher stellen, aber mit welchen Mit- teln? Habe sie vielleicht verborgene Schätze? Sie verfüge über einen großen Theil des Einkommens des Arbeiters, allerdings zu seinen Gunsten, es sei also eine Politik der Bevormundung. Die Regierung halte den Arbeiter also nicht für fähig, selbst über seine eigenen Einkünfte zu verfügen. Was würden andere Berufsclassen dazu sagen, wenn sich die Regierung ihnen gegenüber eben so plumpe Eingriffe in ihr wirtschaftliches Leben gestatten werde? Der Redner ging sodann auf die Zollpolitik der Regierung ein, verwarf natürlich die Schutzzölle, durch welche die In- dustrie ruiniert werde und ging bei dieser Gelegenheit natür- lich auf das gegenwärtige Lieblingssthem der Fortschritt- partei, die Lage der Zucker-Industrie, ein, welche nach seiner Meinung durch die Politik der Regierung ruiniert sei. Die Zuhörer nahmen diese Ausführungen mit absoluter Gleich- gültigkeit entgegen. Dann mußten selbstredend die Getreide- zölle herhalten. Als dieselben im Jahre 1879 eingeführt worden seien, habe man diese Maßregel dadurch motivirt, die Preise der landwirtschaftlichen Producte seien so niedrige, daß die Landwirtschaft dabei nicht existiren könne, man müsse sie durch Zölle vor der starken Concurrenz des Aus- landes zu schützen suchen. Nun habe aber eine Statistik des Jahres 1882 den Beweis erbracht, daß 75 Prozent der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung weniger Getreide baue, als sie gebrauche (!) also auf den Ankauf von Ge- treide angewiesen sei. Uebrigens würde durch die Getreide- zölle nicht nur die Landwirtschaft betroffen, sondern alle Classen der Bevölkerung in empfindlicher (?) Weise berührt zc. Dieselben vertheueren dem kleinen Mann das Brod (!) u. s. w. und nun folgte die phrasenreiche Erklärung, daß die Fortschrittspartei oder Deutsch-Freisinnige Partei die einzige (Wer lacht da?) wahre Freundin des „kleinen Mannes“ sei und dessen Interesse immer gegenüber der Re- gierung und den anderen Parteien vertreten werde. (Menschen- arten, die bisher durch die Thatfachen genügend gekennzeichnet sind.) Auch an einer Liebeswerbung gegenüber den Social- demokraten ließ es der Redner nicht fehlen. Dieselben möch- ten doch bedenken, sagte er, daß sie gerade der Freisinnigen Partei es verbannten, daß sie jetzt im Reichstage Gelegen- heit hätten, ihre Wünsche und Forderungen vorbringen zu

erbietungen zurück und verließ dadurch auch die stolze Dame in eine recht erbitterte Stimmung; die sich dann auch in herben Worten Bahn brach.

„Solche Personen glauben unentbehrlich zu sein, wenn man gutmüthig genug ist, ihre wenigen nützlichen Eigenschaften anzuerkennen,“ grollte Baleska laut genug, um von Julien, die im Nebenzimmer beschäftigt war, verstanden zu werden. „Lassen Sie, beste Juanita, ruhig die Närrin gehen, ich werde Ihnen Ertrag verschaffen. Sie sind zu gut, zu nachsichtig und haben sie dadurch verwöhnt. Es fehlt ja eigentlich der Frau jeder Ehrgeiz und eine so elegante Dame wie Sie, meine Liebe, müßte eine ganz andere Kammerfrau haben, als diese, die immer wie eine Nachtente einhergeht und mich, trotz man- chen Vorzuges, mit ihrer ewigen Sanftmuth und den damen- haften Bewegungen zur Verzweiflung bringen könnte. Wissen Sie denn etwas über die Vergangenheit der Person; ist sie denn wirklich Frau, oder hat sie nur Gründe, sich so zu nennen?“

Ein höhnisches Gelächter aus Juanitas Munde drang zu Julien, die absichtslos Zeugin des Gesprächs wurde.

„Wenn es nicht allzu langweilig wäre, über Dienstboten zu sprechen,“ klang Juanitas Stimme hart zu ihr, „so glaube ich, böte die Vergangenheit dieser Frau so manches, was sie — mir, vielleicht selbst der Behörde, in die Hände gäbe. Ein gewöhnliches Weib,“ fuhr sie flüsternd fort, „ist sie nicht. Dst genug hat sie durch eine Redewendung verrathen, daß sie gebildet, ja unterrichtet ist. Wer weiß, was sie in diese niedrige Sphäre verseht hat, etwas Gutes sicher nicht; so lange sie ihre Pflicht mir gegenüber that, blieb mir's auch gleich, allein jetzt möchte ich fast wissen, wie es um sie steht und ob nicht etwas in ihrem Leben nicht geheuer ist. — Doch,“ setzte sie abbrechend hinzu, „die Zeit, die wir mit diesem Thema ver- bringen, ist verloren.“

Frau Julie war während der Unterhaltung der beiden Damen bleich und bleicher geworden.

Ein nervöses Zittern schüttelte ihre Gestalt, ein furcht- samer Blick flog nach der Zimmerthür, die die beiden Stuben trennte; ihren bebenden Händen erfiel bei den Worten Juanita's eine prachtvolle Vase, die sie vom Staube reinigen wollte und das Klirren der Scherben traf mit den letzten, so verachtungsvollen Worten der Marquise zusammen und rief die beiden Damen herbei.

Die Marquise blickte zornsprühend auf das erschreckte junge Weib, das bemüht war, die Splitter aufzulesen; mit einem tigerartigen Sprunge stand sie neben Julien, die sie vom Boden emporriß, sie so fest an den Armen packend, daß sich die unglückliche Kammerfrau eines Schmerzensrufes nicht erwehren konnte.

Mühsam gelang es ihr, sich aus den Händen ihrer Dame, die sie wie zwei eiserne Schrauben festhielt, zu befreien; ihr Mund öffnete sich zu einem entschuldigenden Worte, aber die Marquise ließ sie nicht dazu kommen; in maßlosem Zorn, der selbst die Gegenwart der Fürstin nicht berücksichtigte, hob sie die Hand gegen das Antlitz Juliens, ließ sie aber ebenso schnell wieder sinken, als sie dem sonderbaren Ausdruck in dem todten- bleichen Gesichte der Frau begegnete.

Das war nicht mehr die sanfte, geduldige Dienerin; das war ein in seiner Ehre beleidigtes, stolzes Weib!

Die blauen Augen blitzten vor Zorn; jede Muskel bedete; ein eigentümliches, herbes, stolzes Lächeln, das dem bleichen Antlitz einen Ausdruck von Verachtung gab, zudte um den fest geschlossenen Mund; die Hände streckten sich abwechselnd gegen Juanita, befehlend, nicht bittend und mit einer erstickten, fast hoheitsvollen Bewegung wich sie Schritt vor Schritt von den beiden vornehmen Damen zurück, die keines Wortes räp- peln, ihr nachstarrten, als sie lautlos, die Hände auf das zuckende Herz gedrückt, das Zimmer verließ. Die Fürstin war eine stumme Zeugin der Scene gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Reichstagswahl!

Unser Kandidat,

Herr Versicherungsdirektor Fortmann,

wird am Erntefeste, Freitag, den 17. November, Nachmittags 4 Uhr, im großen Saale der „Union“ zu Oldenburg seine Wahlrede halten.

Diejenigen Reichstagswähler, welche geneigt sind, die Kandidatur des Herrn Fortmann zu unterstützen, werden zu diesem Vortrage ergebenst eingeladen.

Das nationalliberale Komitee im Herzogthum Oldenburg
für den 1. Oldenburgischen Wahlkreis.

Die Taback- und Cigarren-Handlung

von

G. Kollstede

hält ihr reichhaltiges Lager gut abgelagerter Cigarren im Preise von Mk. 25.— bis 300.— bestens empfohlen.

Importirte Havana-Cigarren 1884er Erndte.

Rauchtaback für kurze und lange Pfeife, sowie für Cigarretten in nur vorzüglichen Qualitäten. — Imp. Egypt., Amerik. und Russische Cigarretten und verschiedene Sorten deutscher Fabriken.

Cigarrettenpapier, gummiert und ungemürrt.

Ferner echten Radtwist, Bremer und Nordhäuser Stangentaback.

Offenbacher Schnupftaback.

Wohl zu beachten!

Sämmtliche Neuheiten in Winterüberzieher, Kaisermäntel, Schlafrocke, Jackets, Joppen, einzelne Röcke, Hosen und Westen, sowie complete Anzüge, sind in großer Auswahl eingetroffen und empfehle dieselben zu äußerst billigen Preisen.

S. G. Rensen, Langestraße 15.

Anzüge für Knaben im Alter von 3 bis 6 Jahren, im Preise von 3, 4, 5 und 6 Mk., für solche von 7 bis 12 Jahren im Preise von 7, 8, 9 und 10 Mk. sind in großer Auswahl eingetroffen.

S. G. Rensen, Langestraße 15.

Sämmtliche Neuheiten in Winterüberzieherstoffen, Tuche und Buckskins in großer Auswahl am Lager. Anfertigung nach Maß prompt und billig unter Garantie des guten Eigens.

S. G. Rensen, Langestraße 15.

Eine Parthie

Herren- und Knaben-Winter-Jaquettes

unter Einkaufspreis.

S. G. Rensen, Langestraße 15.

Weinstube.

Zeltinger (Mosel), $\frac{1}{4}$ Str. (auf Flaschen) 25 Pf.

Pilsener Bier, $\frac{1}{2}$ Str. 30 Pf., $\frac{1}{4}$ Str. 15 Pf.

Aug. Grethe, Achternstr. 22.

Meine Restauration Johannisstraße 11 übergebe ich von heute an den Herrn A. Nüter. Indem ich mich für das mir bewiesene Wohlwollen eines hochgeehrten Publikum bestens bedanke, bitte ich gleichzeitig, auch selbiges auf genannten Herrn übertragen zu wollen.

Achtungsvoll

Frau Georg.

Geschäfts-Verlegung.

Meine Restauration und Bierhandlung verlegte von heute an von Langestraße 6 nach Johannisstraße 11 (Georg's Restauration). Indem ich mich für das mir bewiesene Wohlwollen eines hochgeehrten Publikum bestens bedanke, bitte ich gleichzeitig, auch selbiges auf mich in meiner neuen Wohnung übertragen zu wollen.

Achtungsvoll

Anton Nüter.

Der von Frau Georg geführte Mittagstisch wird von mir in unveränderter Weise weitergeführt. Auch hierin werde ich den Wünschen meiner geehrten Gönner nachzukommen suchen.

D. D.

Anzeige.

Erlaube mir gehorsamst darauf hinzuweisen, daß ich mit dem heutigen Tage hier selbst bis auf Weiteres Aufenthalt genommen habe. Wie bereits bekannt gegeben, bin ich in den nächsten Tagen Vormittags von 11 bis 1 Uhr und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr im Augusteum Zweck Entgegennahme weiterer Anmeldungen anwesend. Der Kursus beginnt am Mittwoch, den 15. Oktober d. J.

Hochachtungsvoll

Th. Osterwind,

akademisch geprüfter Lehrer der feineren Tanzkunst und der Anstandslehre.

Geschäftsöffnung.

Gabe mit dem heutigen Tage eine

Conditorei und Cafee

Offenerstraße Nr. 36 eröffnet, empfehle dieselbe einem geehrten Publikum zur freundlichen Benutzung.

Hochachtungsvoll

Rosa Felgentreu.

Ausverkauf.

Mein erster Ausverkauf in Schuhwaaren für Damen, Herren und Kinder findet jetzt statt. Derselbe bietet Gelegenheit zum billigen Einkauf. C. Weiss, Staust. 15.

NB. Sonntags ist das Geschäft geschlossen.

Ia. Braunschweiger Honigkuchen

$\frac{1}{2}$ kg. 40 Pfg., bei $2\frac{1}{2}$ kg. 35 Pfg., bei Kisten billiger.

R. Sallerstede.